



TEXT ANDREAS ALTMANN FOTOS CORINNE MEYLAN

ALLES AN bord

MORD, HOCHZEITSNÄCHTE UND KAISERSCHNITTE GEHÖREN ZUM ALLTAG EINER FLUSSFAHRT AUF DEM KONGO. DEUTSCHLANDS BESTER REISESCHRIFTSTELLER ANDREAS ALTMANN VERBRACHTE ZWEI WOCHEN AUF DEM BERÜCHTIGTEN SCHIFF „EBEYA“. HIER SEINE ERINNERUNGEN ...

„A

ber wir sind doch alle Brüder“, schreit er, „hört auf, hört auf damit.“ Im Hintergrund dröhnt die Sirene des Schiffs, letztes Zeichen zur Abfahrt. Der friedliche Mensch hat keine Chance. Die schwarzen Brüder prügeln drauf los: Militärpolizei gegen eine Horde wütender Passagiere, die zu spät kommen. Denn längst ist jede Kabine dreifach überbelegt. Doch das hält keinen auf. Sie rennen im Hagel der Gummiknüppel zum Kai und springen an Bord. Mancher strauchelt, landet mit Wäschesack, Tierkäfig und Proviantkorb im Dreck, bleibt niedergeschlagen liegen. 17.19 Uhr, wir legen ab.

Schwieriger Anfang. Nach zehn Minuten färbt sich der rote Abendhimmel schwarz und ein Sturmregen verhindert jede Sicht. Von den Dächern der Beiboote hetzen die Menschen nach unten, ihr Gepäck und die Matratzen bleiben zurück. Die beiden Suchscheinwerfer fallen aus. Auf der Brücke der „Ebeya“, dem Hauptschiff, ist das Licht ausgefallen. Vier der zwölf Plexiglasfenster lassen sich nicht schließen, eine rasante Zugluft schleudert zwei ausgeleierte Türen auf und zu. Augenblicke später steht der Holzboden unter Wasser. Durch die Wolken jagen ein halbes Dutzend Kugelblitze, wie hell lodernde Zündschnüre fetzen sie über den Fluss. Drei Stunden später hat sich die Welt beruhigt, der Kapitän sucht mit der Taschenlampe seine weggeschwemmten Pantoffeln, wir fahren weiter.

Über 1.700 Kilometer liegen vor uns, von Kinshasa, der Hauptstadt der Demokratischen Republik Kongo, bis zum fernen Kisangani im Osten des Landes.

Sechs Wochen lang wurde die Abfahrt immer wieder verschoben. Sagenhafte Schlamperei. Und unaufhörliche Ausreden, um den Volkszorn zu beruhigen. Denn das Schiff bedeutet für viele die einzige Möglichkeit, in ihre Dörfer zurückzukehren, bedeutet Arbeit für all jene, die auf ihm Geschäfte machen. Die Fischer, Händler, Bauern, Polizisten, Pfarrer, Soldaten, Schmuggler, Hausfrauen, die Huren. Mehr als 4.000 wollten mit, knapp 3.000 haben es geschafft, für weniger als 1.000 Passagiere gibt es Platz. So ist es heute, so war es immer. Nirgends ein Anlass zur Sorge. Das zerfranste Kartenmaterial auf der Brücke stammt aus dem

Jahre 1915 und die „Ebeya“ und ihre sechs Barken – durch Eisenseile stramm mit dem Hauptschiff verbunden – gelten als unsinkbar. Kurz vor null Uhr gehen die ersten blinden Passagiere an Bord, etwa 150, herbeigeschafft in schmalen, leisen Pirogen, im Schutze der Dunkelheit. Dann wird es ruhig, nur noch das Keuchen der beiden 1.500 PS starken Schiffsmotoren ist zu hören. Stille. Nacht, ein paar Lichter an den Ufern.

Sofort am Morgen setzt es Prügel. Der meist immer gleiche Grund: Überbevölkerung. Gewimmel vor den Duschen, Gewimmel vor den Toiletten.



1-2 | Ob Gemtse, Cola, Obst oder Tiere: Auf der „Ebeya“ wird alles gehandelt.

Dazu der Gestank liegen gebliebener Fäkalien, das Plärren eines unzählbaren Kinderreichtums. Dennoch, Gewalt ist eher die Ausnahme. Sie warten geduldig, apathisch. Oder lachen, machen sich lustig, wenn es nur den geringsten Anlass gibt. Wie jetzt: Die verrückte Alte, die an der Kloitur lehnt und grinsend an ihrem intimsten Körperteil fummelt, stimmt sie genauso fröhlich wie der Moundele, ich, der Fremde, der gebannt die Szene beobachtet. „Je vous cherche une femme“, ich suche Ihnen eine Frau, sagt ein Knirps trocken neben mir und ein dröhnendes Gelächter entspannt unsere eingepferchten Körper.

Ein afrikanischer Werktag beginnt. Haare schneiden, Bärte rasieren, Läuse suchen, Zöpfe flechten, Dame spielen, Rollstühle reparieren, Kleider waschen, Körper seifen, dösen, schauen, reden, unheimlich viel reden. Nach zwei Stunden hat sich das Schiff in einen Viktualienmarkt verwandelt, eine Großmarkthalle, in einen Basar. Die ersten Fischer landen an, verkaufen Aale, Barsche und Welse, lebendig oder geräuchert. Mit dem Gewinn gehen sie sogleich einkaufen. Die gewöhnlichsten Dinge der Welt und dennoch nur hier erhältlich. Nähfaden, Angelhaken, Seife, Büstenhalter, Zahnpasta, Mottenkugeln, Reißnägel, Haarpomade, Schreibhefte, Socken, Bleistifte, Turnschuhe,

passiert. Mord und Totschlag, Liebeserklärungen, Hochzeitsnächte und Kaiserschnitte, Großbrände und Seuchentote, alles schon da gewesen. Jetzt aber, kurz nach 17 Uhr, bricht ein Johlen und Kreischen aus, wahre Veitstänze der Freude über ein erstaunliches Ereignis. Denn auf dem Dach einer der Barken erwartet uns ein märchenhafter Anblick:

MEHR ALS 4.000 WOLLTEN MIT. KNAPP 3.000 HABEN ES GESCHAFFT. FÜR WENIGER ALS 1.000 PASSAGIERE GIBT ES PLATZ.

ein nacktes Paar, verschlungen in schweißgebadeter Leidenschaft, tatsächlich unerreichbar von jeder Außenwelt. Das Liebesspiel, die Kopulation endet unter Ovationen. Jetzt erst kommen die beiden wieder zu Bewusstsein, hören das Lustgeheul der anderen, spüren plötzlich eine fürchterliche Scham, ziehen sich überstürzt zurück.

Noch drei Tage bis Mbandaka. Jede Nacht jetzt eine Razzia-Suche nach Passagieren ohne Fahrschein. Rollkommandos von 20 Mann schwärmen um zwei Uhr früh durch die Gänge. Am nächsten Morgen sitzen drei Dutzend der armen Teufel auf dem Boden der Kapitänsbrücke. Wachpersonal hält sie in Schach. Flennen und Wimmern, Frauen auf den Knien flehen um Erbarmen, erzählen mit schriller Stimme ihre Geschichte. Notorsche Schwarzfahrer werden mit Handschellen am nächsten Wasserrohr befestigt.

Das Ganze ein Schauspiel grandioser Scheinheiligkeit. Mehrere Hundertschaften reisen hier mit, ohne - offiziell - einen halben Kongo-Franc zu entrichten. Inoffiziell gewiss. Aber eben nicht für ein gültiges Ticket, sondern als Schmiergeld an das Personal, das die Kundenschaft unauffällig an Bord schleust. Jeder weiß Bescheid, jeder hält den Mund, jeder hält die Hand auf. Der Kapitän, der Polizeichef, das Militär, der Maschinist. Wer nachts geschnappt wird, hat Pech gehabt. Und keine Freunde. Er wird so lange Handschellen tragen, bis er „nachzahlt“. Wer das nicht schafft, bekommt „Landurlaub in Mbandaka“, spricht sechs Monate Gefängnis.

3 | Ein kleineres Frachtschiff zieht auf dem Kongo vorbei. Es ist ebenfalls eine Mischung aus Handelsplatz und Transportmittel.



„Cartier“-Uhren, „Lacoste“-Hemden, Babywindeln, Klopapier, falsche Fingernägel, Einwegspritzen, Penicillin, Kopfwehtabletten. Und „Dear Heart“-Tuben, die Paste verspricht ein vollständiges „Weißen“ der Haut. Auf der Verpackung sieht man erfolgreich gebleichte Schwarze. Weiß sein, sagen sie, ist schön, bedeutet Geld, wahnsinnig viel Geld. Ein Kunde jedoch bleibt skeptisch, er hat von Transplantationen reden hören, nachdenklich streicht er über meine Arme: „Gut, gut“, murmelt er zufrieden, „was willst du haben für deine Haut?“

Der Nachmittag bringt einen einsamen Höhepunkt. Alles, was Menschen sich gegenseitig antun können, im Guten, im Bösen, hier ist es schon

4 | Mobiler Friseursalon: Frauen beim Zöpfeflechten.
5 | Frachtgut und Lkw auf dem Vorderdeck des Schiffs.

Die Bevölkerungsexplosion nimmt zu. Neben den Menschen und Fischen liegen jetzt die Tiere. Jäger bringen exotische Fracht. Gefesselte Krokodile, kopfschusstote Meerkatzen, scheue Schildkröten, Schimpansenkinder, Gorillababys, halbe Nilpferde, ein Riesenschuppentier, Antilopen, Käfige voller Papageien, getrocknete Fledermäuse kübelweise fette Larven. Daneben das friedliche Haustier: Hühner, Schweine und Wildschweine, Ziegen und Gänse.

Glücklich die bereits Krepierenden, denn die am Leben Gebliebenen erwartet ein barbarisches Schicksal: Das Krokodil landet zwischen zwei Toilettentüren, verhungert dort (um in Scheiben geschnitten im Kühlhaus zu landen, im Bauch der „Ebeya“). Ähnlich elend der Tod der Fische. Noch rollen sie die Augen, atmen gierig durch ihre Kiemen.



Dann spüren sie die Machete des Eigentümers, der seinen Namen in den Bauch ritzt, später kappt er die Flossen, um die Ware platzsparender verpacken zu können. Schildkröten bohrt man ein Loch in den Panzer, zieht eine Schnur durch, fädelt sie auf. Prächtige Einzelstücke baumeln an Türpfosten und Treppengeländern. Ziegen werden so knapp festgezurrt, dass sie stehen müssen. Tag und Nacht. Dafür liegen die Schweine - aufeinander. Ihre wundgebissenen Ohren berichten vom Kampf um Lebensraum. Nach drei Tagen beginnen ihre Leiber zu zittern, das ist der Hunger. Am grausamsten leidet das Schuppentier. Der Draht, den der Besitzer um den rechten Fuß gespannt hat, entzündet das Fleisch, lässt es langsam abfaulen, sodass die Klaue nur noch dank zweier Sehnen am Rumpf hängt. Das Tier gibt keinen Laut von sich, es ist stumm, wie von Sinnen leckt es sich die Wunde.

Die Abende auf dem Fluss versöhnen. Der Himmel ein Malkasten roter Farben. Im Westen glänzt ein Regenbogen, weit weg kaum hörbar ein Gewitter, das wie Gold schimmernde Wasser. Am Heck des Schiffs singen die „Frères en Christ“. Ganz professionell, zehn bilden den Chor und dazwischen die heiseren, verkrazzten Stimmen der Vorsänger. Das ist die Stunde zwischen Wolf und Hund, die Dämmerung, in der man beide nicht mehr unterscheiden kann. Und wieder - genau jetzt - ist er da, der Zauber, der namenlose Zauber Afrikas. Nach den Brüdern in Christus sind die Moslems an der Reihe. Friedlicher Übergang, friedliche Toleranz. Mit dem Wasser aus der mitgebrachten Feldflasche werden Mund, Hände und Füße gewaschen. Der Teppich liegt Richtung Mekka.



Die religiöse Inbrunst ist überwältigend. Morgens um sechs rennt ein Mensch durch die Gänge und schreit: „Wer Jesus Christus liebt, kommt jetzt zum Gottesdienst.“ Ich komme, auch ohne Liebe. In einem der „Restaurants“ haben sie den Altar aufgebaut, ein Kreuz steht da, die offene Bibel liegt aus, Kerzen brennen. Eine Maus huscht erschreckt davon. Gläubige treten nach vorn und erzählen eine Parabel. Einer weiß das Gleichnis von der Katze, die tagsüber schnurrt und nachts das Haus verlässt, um zu rauben. Hinweis auf scheinheilige Christen. Neun erbauliche Geschichten folgen, dann Bibellektüre, dann die Hauptpredigt vom biblischen David, der – wieder schlechtes Beispiel – die Frau seines Hauptmanns begehrt. Dazwischen Halleluja-Schreie, heftiges Stampfen, das brennende Verlangen, sein Herz in den Himmel zu schleudern.

DER GESTANK LIEGEN GEBLIEBENER FÄKALIEN. DAS PLÄRREN EINES UNZÄHLBAREN KINDERREICHTUMS. DENNOCH. GEWALT IST EHER DIE AUSNAHME.

Inzwischen dampft eine Menschen-schlächterhitze im Raum, mein nasser Handballen verschmiert die Notizen. Nach einer Stunde und 40 Minuten geht der Klingelbeutel um (Spesen für den Pfarrer), eine Schweigeminute folgt, ein Gockel kräht dazwischen, zuletzt geben wir uns beide Hände, jeder jedem, Zeichen von Freundschaft und Frieden. Im Wiegeschritt schwingen wir hinaus.

Nach der Messe wird getanzt. Die Gottesliebe hat ein Ende, jetzt kommt die Liebe zum Leben. Der Altar verschwindet, hinter der Theke steht die Anlage. Und nun Vollgas. Viel African Pop, minutenlange Reggaenummern, kaum westliche Musik. Wie unter Starkstrom vibrieren die Leiber, die Gesichter bekommen diesen seltsam abwesenden, leicht idiotischen Ausdruck. Sie fallen in Trance, wie geköpfte Gockel zucken sie über den Boden. „Erscheint der Tanz, verschwindet der Tänzer“, sagen die Sufis. Genau so.

Andere trainieren. Der hiesige Lieblingssportler heißt Mike Tyson. Noch immer. Boxen ist männlich und schön. Jean, der offensichtlich Beste, organisiert das Training. Ganz Profi erteilt er die Anordnungen in Englisch. So üben die Jungs beim „Sparring“ die „Straight Left“, die „Straight Right“ und die „Guard“, die Deckung. Vorher müssen sie durch ein „Warm-up“ mit Gymnastik, Liegestützen und kurzen Sprints. Hinterher kehrt Jean wieder zurück an seinen Stand, verkauft Babywäsche, hat neun Kinder und will einmal, irgendwann einmal, mit seinen Fäusten Geld verdienen.

Nach den Boxern kommt der „Cader“ zum Training. Eine zwei Dutzend Mann starke paramilitärische Organisation, die für Ordnung und Disziplin während der Reise sorgen soll. Ihr hehres Ziel ist die „Verteidigung der Revolution“. Eine Realsatire. Dick und Doof auf dem Kongo. Uniform ist Vorschrift. Was sie nicht hindert, in Bermudashorts,

Nach den Boxern kommt der „Cader“ zum Training. Eine zwei Dutzend Mann starke paramilitärische Organisation, die für Ordnung und Disziplin während der Reise sorgen soll. Ihr hehres Ziel ist die „Verteidigung der Revolution“. Eine Realsatire. Dick und Doof auf dem Kongo. Uniform ist Vorschrift. Was sie nicht hindert, in Bermudashorts,



7 | Ein Militärpolizist im Gespräch mit einem Händler, der ein Krokodil auf das Schiff bringen will.
8 | Kleine Boote sind Zubringer für Handelsware vom Ufer.

NEBEN DEN MENSCHEN UND FISCHEN LIEGEN JETZT DIE TIERE. JÄGER BRINGEN EXOTISCHE FRACHT.



roten Socken, abgelaufenen Sandalen, T-Shirts („Wyoming University“) und Baseballmützen aufzutreten. Erstes Ziel: die tägliche Zeremonie des Fahnenhissens in den Griff zu bekommen. Es hapert, beim Stehschritt ist der Abstand zu kurz, Beschwerde des Vordermanns über Tritte in den Hintern. Die Kehrtwendung macht auch noch Probleme. Zusammenstöße mit Kopfbeulen sind die Folge. Zudem sitzt der Text noch nicht. „A vos ordres“, zu Befehl, soll einer sagen. Er sagt alles, nur nicht diese drei einfachen Wörter. Bald gibt es kein Halten mehr bei den Zuschauern, Lachtränen des Amusements. Dass diese windschiefen Heintzelmänner eines Tages für das Land sterben werden, so ihr Gelübde, ist abzusehen. Erschossen vom Feind. Aber auch Erleichterung, denn so viel militärische Unbegabung verspricht Frieden.

Maitre Thierry setzt sich neben mich. Er ist „Zauberheiler“. Sagt er. Heute müsse er mich ansprechen. Er könne nicht länger warten. Er will rückhaltlos offen mit mir sein. Schon als er mich das Schiff betreten sah, war er sich seiner Diagnose sicher. Ich leide, rundheraus, an einem „Dérangement moral“. Das wäre – milde übersetzt – eine „moralische Störung“, ließe sich aber auch als „geistige Zerrüttung“ interpretieren. Der Maître beruhigt mich, widerspricht der Hoffnungslosigkeit, verspricht umgehend Hilfe. Die Intensivkur würde eine Woche dauern, die Kräuter lägen bereits in seiner Kabine. Daraus will er einen Tranpräparieren, der mir dann täglich durch Ohren, Mund und Nase in den Kopf geschleust würde. „Um mir das Hirn zu reinigen“, wie er sachlich erklärt. Dazu käme allerdings noch „die geheime Geste“, sie wäre der letzte Garant für die vollständige Reparatur meiner Verstörung. Der Preis wäre „einmalig“ (wie wahr), umgerechnet 1.300 Euro, inklusive Hirnöl, Kopfhautmassage, Zaubersprüche und das Säckchen gestampftes Kräutermehl zur Nachbehandlung. Ich spiele den Schwankenden, bis mich eine Tsetsefliege rettet. Jetzt darf ich davonrennen, den Meister noch schnell um Bedenkzeit bittend.





FOTO // JEFF HARPER

Die letzten 30 Kilometer, die letzten sechs Stunden. Alles ist wach, alle wollen zur Erde zurückkehren. Die wunderbare Vorstellung, fünf Schritte tun zu können, ohne dass jemand im Weg liegt, ohne den Körper ununterbrochen und zwangsweise verkleinern zu müssen. Und noch einmal himmlische Schadenfreude. Denn eine Frau fällt in den Fluss und verliert dabei ihr „Liputa“, das bunte Leibtuch. Kein Notfall, keine Gefahr. Sie erreicht eine Piroge, hält sich fest. Und dabei bleibt es. Nun ist sie splintermact und will nicht mehr heraus. Stürmische Anfeuerungsrufe, doch die Riesenbusige bleibt keusch unter Wasser. Bis Kisangani, der Endstation, hält sie durch, begleitet vom fröhlich-boshafte Lachen der Zuschauer. Kurz vor elf Uhr, nach genau zwei Wochen,

kommen wir tatsächlich an. Alle haben es gut. Die schamhafte Mamam findet ein Kleid, die Schweine dürfen endlich sterben, die Händler ruhen zwei Tage aus und die Schiffe werden gewaschen. Dann geht es zurück nach Kinshasa, zurück auf den Fluss. Den sie lieben, den sie verfluchen und ohne den sie nicht leben können.

Die 14. Nacht, die letzte, bleibe ich auf. Ab ein Uhr wird es ruhig, selbst die jagenden Schmerzensschreie der Schweine verstummen. Ein Mann kriecht von seinem Rollstuhl zu den Toiletten. Vor der Treppe kommt er nicht weiter. Ich hebe ihn hinauf. Er ist leicht, ohne Füße. Mit den Händen zieht er sich auf den kotigen Abtritt. Er lächelt jetzt, will nicht, dass ich ihm helfe.

In einem versteckt gelegenen Zwischengeschoss finde ich ein paar meiner Bekannten. Heimliche Passagiere, die es fast geschafft haben. 60 Zentimeter hoch ist ihr Schlupfwinkel. Natürlich wird geraucht. „Pas de Kaya, pas de Sentiments“, lachen sie. Kaya ist ein Codewort für Marihuana: Ohne Gras gibt es keine Gefühle, keine Fröhlichkeit. Zwei von ihnen plagt die Syphilis. Schon bei unserer ersten Begegnung zeigten sie mir ihre von Ausschlag bedeckten Körperteile. Wir rauchen, ich gebe ihnen meine letzten Antibiotika.

Sophie kann nicht schlafen. Stets muss sie lachen, wenn sie mich sieht. Zu dünn wäre ich. Sophie ist dick, gewaltig dick. Sie verkauft Plastikgeschirr und kocht gerade, wie meistens. „Kosibana“ würde sie gern mit mir machen, Liebe. Da ich mich immer davonrede, muss ich immer mit ihr essen. So rächt sie sich diesmal, um 2.45 Uhr. Es gibt lebende Raupen, zum Eintunken in heiße Kürbissauce. André Gide fällt mir ein, sein pathetischer Satz gibt Kraft: „Ich will dabei sein, und koste es das Leben.“

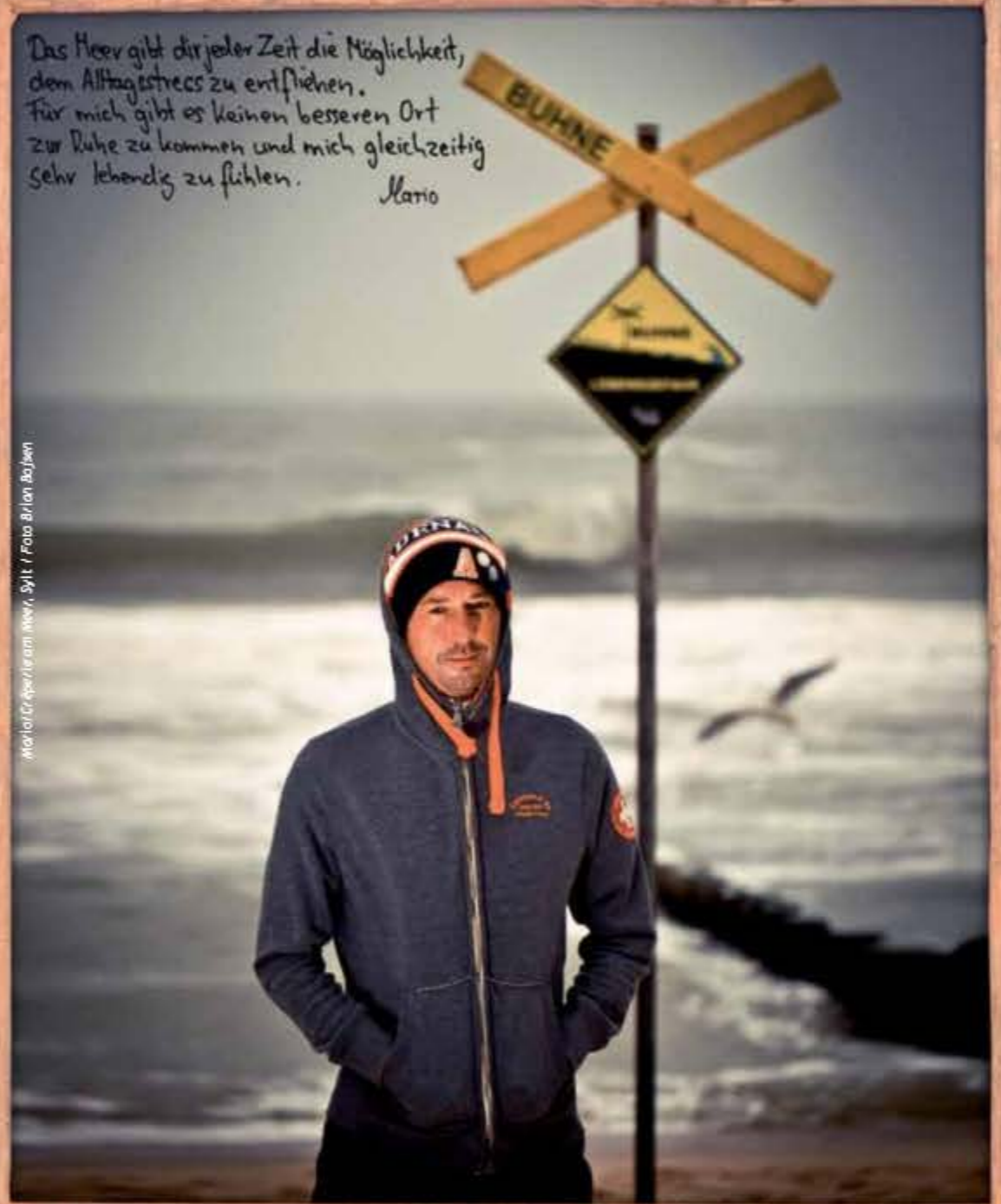


© | Alles im Blick: Steuermann und Wachoffizier auf der Kommandobrücke der „Ebeya“.

DER ALTAR VERSCHWINDET,
HINTER DER THEKE STEHT DIE
ANLAGE. UND NUN VOLLGAS.



ANDREAS ALTMANN ist Reiseautor, Reiseschriftsteller und Reisereporter. Er arbeitete als Schauspieler, lebte in einem buddhistischen Zenkloster und unternahm lange Reisen durch Asien, Afrika und Südamerika. Sein neuestes Buch „Dies beschissen schöne Leben – Geschichten eines Davongekommenen“ erschien im März dieses Jahres bei Piper.



Mariator Craper/Leam Harvey, Syll / Foto Byron Bay/Jan

Adenauer & Co. GmbH | Goethestraße 73 | 40237 Düsseldorf | Tel: +49 | 211/544 18970 | Geschäftsführer: Andreas Adenauer

Adenauer & Co
The german beach house company